



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Allerlei Laufbahnen : Erinnerungen eines alten Journalisten.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Auswurf bei ältern Personen. Nr. 3, Anthropin einer Sängerin, wirkt bei männlichen Personen gegen Kehlkopfkatarrhe und erzeugt bei weiblichen Heiserkeit. Nr. 4 stammt von einem gesunden Manne und ist ein Probatum gegen — Examenangst, Nr. 6 von einem jungen brünetten Sänger verbessert die Singstimmen bei Damen, Nr. 10 von einem kräftigen siebenjährigen Knaben wird gegen Epilepsie angewandt u. s. w.

Doch genug von „Seinem System“ oder der Kunst, aus unrichtigen Beobachtungen falsche Schlüsse zu ziehen. Herr Jäger fällt zurück in die symbolische Heilmethode des Mittelalters, das er noch dazu als eine Zeit rühmt, deren Aerzte durch wissenschaftliche Theorien noch nicht voreingenommen waren, und endet als Wunderdoktor unter den lautesten Tönen der Reklame. Wir geben die Schilderung des Jägerschen „Systems“ — nicht des Systems wegen, sondern um zu zeigen: Dies kann man den „gebildeten“ Ständen unsers Volkes heutzutage bieten, mit solchen Ungeheuerlichkeiten kann man Erfolg haben. Warum? Worin hat denn der Erfolg der Homöopathie bestanden? Darin, daß sie die schwierige Frage nach dem Warum oder Wohin beseitigt und, indem sie nach Symptomen kurtzt, jeden, der die Worte Nux Vomica oder Aconit behalten kann, befähigt, den Arzt zu spielen. So versteht es Jäger, dem Laien das zu bieten, was dieser gern und leicht annimmt. Umstände und Denkschwierigkeiten werden kurzer Hand beseitigt; die Gesundheitsregel wird in eine drastische, leicht behältliche Form gebracht und die Methode der Selbstbeobachtung eingeführt, bei welcher es leicht ist, jedes gewünschte Resultat zu erzielen. Die an sich harmlose Wolltracht wird mit den nötigen Anpreisungen versehen und mit Baroquerien umkleidet und wird Mode, Sport. Das ist es.



Allerlei Laufbahnen.

Erinnerungen eines alten Journalisten.

1. Dr. Schmauch.



en Dr. Schmauch kannte die ganze Universität, an welcher er ungezählte Semester lang angeblich Medizin studirte. Da die Kommilitonen ihm längst den Dokortitel honoris causa verliehen hatten, und die Philister diese Promotion anerkannten, trug er in seiner Bescheidenheit gar kein Verlangen nach weitem Grad, und würde vielleicht noch heute immatrikulirt sein, hätte nicht das Schicksal zweimal rauh und kalt in seine idyllische Existenz eingegriffen. Das erstemal geschah dies, als er mit einigen jüngern Studenten eine „Spriztour“ machte. Sie waren in einem Landwirthshause eingeregnet und vertrieben sich die Zeit mit dem dünnen Bier und den abgegriffenen Karten, den einzigen Genüssen, die das Haus zu bieten hatte. Plötzlich blieb die Wirtin, die ab- und zugegangen war und die Gespräche der Studenten gehört hatte, vor Schmauch stehen mit der schüchternen Frage,

ob er ein richtiger, ein Menschen doktor sei? Dem Angeredeten kam die Frage bedenklich vor, und er zögerte mit dem Bescheide; doch statt seiner antworteten die andern einstimmig bejahend, seine Kenntnisse und seinen Ruf preisend. Nun rückte die Frau mit der Bitte hervor, er möge ihrem kranken Kinde seine ärztliche Hilfe gewähren. Schmauch erklärte zwar, er könne seinem Kollegen im Orte nicht ins Handwerk pfuschen, als aber die Frau beteuert hatte, es gebe auf mehrere Meilen in die Runde keinen Arzt, mußte er sich fügen. Er fühlte dem noch nicht jährigen Kinde, das bleich und abgezehrt in einem Alkoven lag, den Puls, horchte an der Brust, fragte nach Appetit und Stuhl und empfahl dann der besorgten Mutter, das Kind nicht der Zugluft aussetzen (wie in den Alkoven Zugluft kommen sollte? meinte sie), ihm keine schweren Speisen zu geben (o Gott, es genieße ja kaum die Milchsuppe, die sie ihm kochte), kein Schweinefleisch, keine Spirituosen, Thee allenfalls, aber ohne Rum. So weit hatte die arme Frau ihn mit wachsendem Erstaunen angehört, jetzt riß ihr die Geduld und sie rügte mit bittern Worten und mit Thränen in den Augen, daß er seinen Spott mit ihrem Unglück treibe; wenn er nichts besseres wisse, möge er nur zu seinen Karten zurückkehren.

Im nächsten Semester sattelte Schmauch um. Nach reiflicher Erwägung hatte er die Philosophie erwählt, da er hoffte, bei dieser nicht dergleichen unangenehmen Erlebnissen ausgesetzt zu sein. Und so „studirte“ er denn wohlgemut weiter, ließ, wenn er Geld brauchte, sich von seinem Bankier auszahlen und blieb Dr. Schmauch nach wie vor. Da wurde sein Lebenslauf zum zweitenmale und empfindlicher gestört. Als er eines Tages wieder Geld erhoben hatte, teilte der Bankier ihm höflich mit, daß nun sein Vermögen bis auf einen kleinen Rest aufgezehrt sei. Und da der alte Student ihn zuerst anstarrte und dann in die Worte ausbrach, das sei unmöglich, setzte er hinzu, die Thatsache könne doch dem Herrn Doktor nicht neu sein, er habe ja jedes Halbjahr seine Abrechnung erhalten. Abrechnung! Den Wisch hatte Schmauch stets ungelesen in den Papierkorb geworfen. Also wirklich fertig? Vollständig! Was nun?

Mehrere Tage lang erwog er alle Möglichkeiten, seinen Lebensunterhalt zu erwerben, fand jedoch keine geeignet. Vor allem starren ihn überall Examina an, und gegen diese hegte er einen unüberwindlichen Abscheu. Als seine Gedanken wieder einmal vor diesem Schlagbaume angelangt waren, kam urplötzlich die Erleuchtung über ihn. Sein einstiger Verbindungsbruder Ruprecht hatte auch nie eine Prüfung abgelegt und es doch zu Stellung und Brot gebracht, er war Redakteur einer politischen Zeitung in der Hauptstadt. Ihm nach in jedem Sinne!

Ruprecht machte kein übermäßig erfreutes Gesicht, als der Freund bei ihm erschien mit dem Ansinnen, bei der Zeitung beschäftigt zu werden; indessen glaubte er aus alter Kameradschaft nicht einfach nein sagen zu dürfen. So wurde Dr. Schmauch Journalist. Um sich einzuschulen, erhielt er die Aufgabe, unpolitische Tagesnotizen zu redigiren, und bei dieser in keiner Weise anstrengenden Beschäftigung befand er sich eine Zeit lang ganz wohl. Sogar literarischer Ehrgeiz erwachte in ihm. Er setzte seinen Stolz darein, die von Reportern und autographirten Korrespondenzen gelieferten Manuskripte nicht nur einer grammatikalischen und syntaktischen Kur zu unterwerfen, sondern sie umzustilisiren, effektvoller zu machen. Und wenn er die Thatsache, daß ein Pferd durchgegangen oder ein Taschendieb erwischt worden war, zu einem kleinen Romankapitel ausgearbeitet hatte, pflegte er dies mit schallender Stimme dem gesamten Redaktionspersonal vorzulesen, welches sich dabei gewöhnlich mehr an seiner naiven Selbstzufriedenheit als an deren Tatsache erfreute.

Leider war diese Genügsamkeit nicht von Dauer. Er machte die Entdeckung, daß „geistige Arbeit“ viel zu schlecht bezahlt werde, und konnte insbesondere durch das Studium der Inseratenspalten zu den galligsten Äußerungen hingerissen werden. Welche Summen gaben da Leute, die garnicht studirt hatten, geschweige so viele Jahre wie er, jahraus jahrein für Ankündigungen von allem möglichen Schwindel hin: Beweis genug, daß sie noch viel mehr dabei verdienen mußten! Die Kollegen gingen in der Regel auf solche Betrachtungen überhaupt nicht oder nur in scherzendem Tone ein, bis endlich einer ihm ungeduldig antwortete: er sei ja Doktor, er möge seine Praxis ausüben, das sei gewiß einträglicher. Seitdem legte sich Schmauch über dieses Thema Schweigen auf, wurde auch zurückhaltender mit seinen literarischen Erzeugnissen. Das Verhältnis zwischen den beiden wurde ein still feindseliges, und nicht lange darauf kam es zu einem förmlichen Bruch.

Der gereizte Kollege fing nämlich plötzlich an, spöttische oder wegwerfende Bemerkungen über Leute zu machen, welche sich unrechtmäßiger Weise Titel und Würden beileigten, und wurde endlich in seinen Anspielungen so deutlich, daß Schmauch dieselben auf sich beziehen mußte. Ich versuchte, mich ins Mittel zu legen, indem ich geltend machte, daß so viele Journalisten mit dem Dokortitel angeredet würden, weil es nicht gebräuchlich sei, „Herr Journalist“ zu sagen, und daß, wer sich das gefallen lasse, sich noch nicht etwas anmaße, was ihm nicht gebühre. Aber auf eine solche Einrede schien der andre nur gewartet zu haben. Er zeigte triumphirend eine Karte vor, auf welcher deutlich zu lesen stand: „Dr. med. Schmauch.“ Wir blickten diesen erstaunt an, der noch mehr erstaunt zu sein schien. Weshalb er denn von seinem Titel keinen Gebrauch machen solle? Er besitze doch sein Diplom so gut und so rechtmäßig wie irgend ein anderer! Die Fragen nach dem Wann und Wo seiner Promotion wollte er anfangs nicht beantworten, rückte aber, in die Enge getrieben, zuletzt mit der Wahrheit heraus.

Es war die Zeit, in welcher ein spekulativer Kopf auf einer der britischen Inseln im Kanal in allen Zeitungen den Doctor in absentia ausbot. Daß die amerikanischen Universitäten, von welchen angeblich die Diplome ausgestellt wurden, entweder garnicht existiren oder doch nicht das Recht zur Verleihung akademischer Grade haben, war noch nicht allgemein bekannt, und so hatte sich auch der gute Schmauch verleiten lassen, eine für seine Verhältnisse bedeutende Summe für ein wertloses Pergament hinzugeben.

Alle schüttelten den Kopf über seine Eitelkeit, die ihm niemand zugetraut hatte; bald jedoch sollte offenbar werden, daß wir ihn in ganz anderm Sinne falsch beurteilt hatten: auch er war ein spekulativer Kopf. Wieder war es sein Gegner, der die Enthüllung brachte. Er hatte in den Anpreisungen von Geheimmitteln gefunden, daß Dr. med. Schmauch bezeugte, die Arcana untersucht und als völlig unschädlich, aber sehr wirksam erkannt zu haben. Diese Entdeckung führte zu Auseinandersetzungen mit dem Redakteur, dem eine solche Art von Industrie mit der Würde seiner Zeitung unvereinbar erschien, und zu der gelassenen Erklärung Schmauchs, er sei ohnehin gesonnen gewesen, der Journalistik Valet zu sagen, da ihm seine „ärztliche Praxis“ viel mehr einbringe.

Damit schied er — ohne Groll. Das letztere ging schon daraus hervor, daß er nach kurzer Zeit allen ehemaligen Kollegen, auch dem ihm feindlich gesinnten, seine Verheirathung mit einer Witwe anzeigte, die das von ihrem Manne ererbte Droguengeschäft fortführte. Und abermals über ein kleines überraschte er uns durch eine geharnischte Erklärung gegen gewissenlose Konkurrenten, welche die berühmten „Schmauchschen Universalpillen“ nachzumachen sich erfrechten oder vielmehr

gänzlich wertlose Präparate unter ähnlichem Namen und in gleicher Verpackung in das Publikum brächten. . Letzteres sei daher dringend zu warnen, nur die mit seinem Namenszuge und Siegel versehenen Schachteln enthielten die von allen erdenklichen Leiden befreienden Pillen, gegen die Fälscher behalte er sich gerichtliche Schritte vor.

Ich war stets vortrefflich mit dem närrischen Kauz ausgekommen und machte mir daher den Spaß, sogleich in sein Gewölbe zu gehen, ihn um eine Schachtel Universalpillen zu bitten und zugleich mein Beileid wegen des gefährlichen Treibens seiner Konkurrenten auszusprechen. Er schmunzelte und zog mich in das Nebenzimmer, wo die Frau mit dem Verpacken von Schachteln beschäftigt war — „seit dem frühen Morgen schon,“ wie er vertraulich erläuterte. „Ja, fuhr er wohlgefallig fort, ich habe nicht umsonst Medizin studirt und in einer Zeitungsredaktion geschwitzt. Das Rezept fand ich im Nachlasse meines Vorgängers und erkannte sofort den Wert der Pillen. Wo sitzt das Leiden der meisten Menschen heutzutage? Hier! (Dabei schlug er sich auf den Vierbauch.) Wer ihnen freien Durchgang verschafft, ist ihr Erlöser. Und die Dinger wirken gründlich, Sie dürfen mir's glauben, ich habe das selbst erprobt. Aber wenn ich mich darauf beschränken wollte, dieses Mittel neben den tausend älteren einfach anzukündigen, würde ich es schwer in Schwung bringen. Die Warnung hingegen macht Aufsehen. Was nachgeahmt wird, muß doch gut sein, denken die Leute, und — hören Sie die Klingel? Einer giebt dem andern die Thür in die Hand, jeder will Universalpillen haben, meine Alte kann kaum schnell genug verpacken. Hier eine Schachtel als Probe! Bezahlen? Lächerlich! Von einem ehemaligen Kollegen werde ich doch kein Geld nehmen. Uebrigens werden Sie das Mittel schon weiter empfehlen, davon bin ich überzeugt.“

Später soll Dr. Schmauch wohl mit der Sanitätsbehörde Verdrießlichkeiten gehabt haben, muß aber immer mit einem blauen Auge davongekommen sein. Denn das Geschäft blüht. Unlängst begegnete er mir in offenem Wagen, dessen Hauptsitz er und seine Ehehälfte mehr als reichlich ausfüllten. Er ließ halten und lud mich gemüthlich ein, mit ihnen eine Spazierfahrt zu machen. „Keine Zeit? Immer noch beim Zeitungschreiben? Geben Sie doch das faule Geschäft auf. Wenn ich zurückdenke an die Zeit, wo ich Notizen fabrizirte! Und jetzt! Sehen Sie, diesen Stoß Briefe habe ich eben von der Post mitgenommen, lauter Pillenbriefe. Und Verdienste werden Gottlob auch noch anders anerkannt, allen Neidern und Feinden zum Trost. Sie wissen doch, daß der Herzog von *** mich zum Sanitätsrat ernannt hat? Das Ding da (er wies auf ein Bändchen im Knopfloche) ist freilich von dort unten her, ich kann den Namen des Ordens nicht einmal aussprechen, aber das Band sieht ebenso aus wie die Ehrenlegion und thut ebenso gut seinen Dienst. Praktisch muß man werden, lieber Freund. Fahr zu, Johann!“

2. Für Moritz ist mir garnicht bange.

Wenn der Kaufmann Laffer die Zukunft seiner drei heranwachsenden Söhne ins Auge faßte, pflegte er mit einem gewissen Galgenhumor zu schließen: „Für Moritz ist mir garnicht bange!“ Er ließ sich nicht träumen, daß sein Jüngstgeborener in der That für die Lebensweisheit des alten Gellert zeugen würde, und erlebt hat er das auch nicht mehr. Der älteste Sohn hat das väterliche Geschäft schlecht und recht weitergeführt, der zweite ist ein ganz geschätzter Arzt in seiner

Vaterstadt geworden; doch wie mitleidig blickt auf sie, die begabten, fleißigen Brüder, derselbe Moritz herab, der sie niemals leiden konnte, weil sie ihm von frühester Jugend auf als Muster vorgehalten worden waren! Seine Jugend war insofern recht bewegt, als er von einer Schule zur andern, dann von einem Berufe zum andern fortgeschoben wurde, der eigne Vater, zwei Landwirte und drei Handwerksmeister ihn nicht behalten wollten, weil er zu dumm und zu faul sei. Endlich hieß es: Ins Militär mit ihm! Und da in seinem Vaterlande die Ansicht nicht mehr bestand, daß der überall sonst Unbrauchbare immer noch einen tauglichen Offizier abgeben könnte, schickte man ihn nach Holland. Die Mutter jammerte, aber der Vater blieb unerbittlich, und für Moritz selbst war die Aussicht, Uniform zu tragen, nicht ohne Reiz. Indessen war ihm nicht beschieden, Heldenruhm zu erwerben oder ein Opfer des gelben Fiebers zu werden: noch ehe das Schiff nach Java abging, traf die Nachricht von dem plötzlichen Tode seines Vaters ein, er quittirte sofort den Dienst, kehrte nach Hause zurück, um sein Erbteil zu erheben, und ging dann „auf Reisen,“ d. h. er fuhr ohne Aufenthalt einem der rheinischen Spielbäder zu, da er sich in den Kopf gesetzt hatte, mit einem Schlage reich zu werden.

Gierig und furchtsam zugleich die grünen Tische umschleichend, bald hier bald dort einige Gulden wagend und verlierend, erregte er die Aufmerksamkeit eines täglichen Gastes der Bank, welcher leicht in ihm das Mutttersöhnchen mit gespielter Börse witterte und ihn unter seine Flügel zu nehmen beschloß. Herr von Damnitz, wie der Mann sich nannte und vielleicht wirklich hieß, hatte schon mancherlei im Leben versucht. Er war Offizier, Schauspieler, „Literat,“ in Amerika Kaufmann, Schullehrer und Packträger gewesen, kannte Paris, London und Newyork „wie seine Hosentasche,“ sprach manchmal auch von San Francisco und leugnete ein andermal, dort gewesen zu sein. Wie viel er in seinen Erzählungen der Wahrheit zusetzte und wie viel er verschwieg, das hätten auch Geschicktere als unser Moritz schwerlich herausgebracht. Diesem imponirte er durch seine Weltkenntnis und durch seine Ratschläge, bei vorsichtigem, kleinem Spiel mäßigen Gewinn zu machen. Und zwar schlug er dabei einen Ton an, welcher für den holländischen Leutnant a. D. gänzlich neu war: er behandelte ihn nicht als dummen Jungen, sondern als jüngern Freund, welchem es nur an Erfahrung fehlte. So bildete sich zwischen beiden jene Art von Vertraulichkeit heraus, welche häufig Freundschaft genannt wird. Moritz that nichts ohne Damnitz, und Damnitz schien es nicht zu bemerken, wenn Moritz ihre gemeinschaftliche Beche, Spazierfahrten u. s. w. bezahlte.

Bald kannte der ältere Freund die Verhältnisse des jüngern aufs genaueste und erkannte, daß derselbe von seinen Zinsen nicht leben könne, vielmehr sein Vermögen in nicht zu langer Zeit aufgezehrt haben werde. Das mochte aber nicht in seine Pläne passen. Er riet, irgendetwas zu unternehmen, wobei das Geld mehr Frucht trage. Damit war Moritz wohl einverstanden, aber jede vorgeschlagene bürgerliche Beschäftigung erinnerte an frühere praktische Studien und wurde deshalb ohne Angabe des Grundes abgelehnt. Schon fing Damnitz an, ungeduldig zu werden, als sein Schüler eines schönen Tages ihn mit der Eröffnung überraschte, er habe einen vortrefflichen Plan. Und die Ueberraschung wuchs noch erheblich, als herauskam, Moritz wolle eine Zeitung herausgeben. „Sie — eine Zeitung?“ war alles, was der Abenteurer hervorbrachte. Die in triumphirendem Tone gegebene Antwort aber lautete: „Ja, und zwar eine ganz neue Art.“ Was sämtliche Gäste am eifrigsten läsen, mit Ungeduld einander aus den Händen nahmen? Die Kurliste. Und das mit Recht, denn die sei immer interessant, während alle Zeitungen dummes, langweiliges Zeug enthielten, Politik und dergleichen mehr,

was niemand verstände. Nun gebe es in großen Städten jahraus jahrein so viele Fremde, wie hier während des Sommers. Daher wolle er in einer großen Stadt eine Zeitung gründen, welche nur den Fremdenzettel und Ankündigungen zu bringen habe. Die könne nicht viel kosten und werde den größten Absatz haben. Damitz erklärte das für Unsinn, aber Moritz blieb mit der Hartnäckigkeit eines beschränkten Kopfes bei seiner Idee und flehte so dringend um die Unterstützung des Freundes, daß dieser endlich einwilligte, sich in den großen Städten umzuthun, ob dort nicht schon ein ähnliches Unternehmen existire.

Sie fanden glücklich einen geeigneten Platz, Lasser erhielt die damals noch erforderliche Konzession zur Herausgabe einer „Täglichen Fremdenzeitung“ und wollte sofort beginnen. Mit Mühe war ihm begreiflich zu machen, daß noch für andern Inhalt gesorgt werden müsse, schon weil öfter die Fremdenliste und die Anzeigen das Blatt nicht füllen würden. Allein auch dafür wußte er Rat. Er erinnerte sich aus seinen Schuljahren eines äußerst interessanten Buches, der französischen Grammatik von Sanguin mit einem wahren Schätze der schönsten und drolligsten Geschichten, die man der Reihe nach abdrucken könne, gewiß zum großen Ergötzen der Leser. Was Damitz mit den Worten: „Ihrer Leser! das ist möglich,“ und mit dem spöttischen Lächeln eigentlich wollte, begriff der neubackne Redakteur nicht, aber das Benehmen ärgerte ihn, ohne daß er dies merken ließ. Uebrigens gesagt, gethan. Die neue Zeitung begann mit den ersten Anekdoten aus Sanguins Grammatik und fuhr mit diesem Texte regelmäßig fort, und Moritz hatte Recht: die Leser waren damit höchlich zufrieden. Damitz aber antwortete auf die Frage, was er nun sage: Daß man das Publikum nie für dumm genug halten könne, was den guten Moritz abermals ärgerte. Und auch anderer Aerger blieb nicht aus. Ein Tageblatt, welches in der „Fremdenzeitung“ einen Konkurrenten erhalten hatte, entdeckte deren Quelle und machte sich den Spaß, eines Morgens mitzuteilen, die Fremdenzeitung werde um dieselbe Zeit ihren Lesern die nachfolgenden Anekdoten erzählen — was wirklich eintraf — und die Seitenzahl des Sanguin anzugeben. Der Redakteur war empört über die Hinterlist und ratlos, was nun zu thun sei. Denn nun lachte die ganze Stadt über ihn und sein Blatt, auch diejenigen, welche die alten Anekdoten mit Vergnügen gelesen hatten. Diese Verlegenheit wußte Damitz für sich auszubenten. Er hielt dem Verstorbenen eine längere Rede. Er habe den Neuling, der den Rat Erfahrener in den Wind geschlagen, gewähren lassen, um ihn durch Schaden klug zu machen. Was geschehen sei, habe sich voraussehen lassen. Moritz leistete zerknirscht Abbitte und bat nur, der Freund möge ihn nicht verlassen. Was er jetzt thun solle? Bei seinen Lesern sich entschuldigen? Unsinn, entschied Damitz. Thun, als ob nichts vorgefallen wäre, und fortfahren, Sanguinsche Anekdoten abzudrucken — ja! aber nicht in derselben Reihenfolge und nicht wörtlich. Die Handlung müsse in die Gegenwart verlegt werden und womöglich in ihre Stadt oder deren Umgegend, und wo das nicht angehe, nach Paris, Petersburg, Rom, oder nur mit geheimnisvoller Andeutung, die sich jeder nach Belieben auslegen könne.

So geschah es, und mit dem größten Erfolge. Die Leute lasen mit Staunen die uralten Späße von Gascoignern nun als Ereignisse vom gestrigen Tage und aus ihrer nächsten Nachbarschaft, und fanden, daß kein andres Blatt so gut unterrichtet sei. Bald meldeten sich freiwillige Mitarbeiter mit wahren oder erfundenen Nachrichten, welche Damitz in ähnlicher Art einkleiden mußte. Das Blatt florirte, allein das Verhältnis der beiden Redakteure zu einander ließ mehr und mehr zu wünschen übrig. Beide rühmten sich, die Fremdenzeitung anziehend gemacht zu

haben, der eine durch den Stoff, der andere durch die Bearbeitung. Damnit wollte auch einem gebildeteren Leserkreise Nahrung bieten, doch Lasser wies jedes derartige Ansinnen mit den Worten zurück: „Das verstehe ich nicht, und was ich nicht verstehe, verstehen meine Leser auch nicht.“ Dann kam wieder das höhnische: „Ja, Ihre Leser!“ — fielen die ärgerlichen Bemerkungen über die Dummheit des Publikums, die Moritz mit gutem Grunde als persönliche Beleidigungen aufsaßte. Der Freund wurde ihm lästig, mehr noch durch seine Ueberhebung als durch seine sich steigenden Geldanforderungen, und er beschloß, sich desselben zu entledigen. Als eines Tages Damnit wieder eine größere Rechnung zur Zahlung angewiesen hatte, wurde diese von dem Eigentümer des Blattes verweigert, der auf die heftigen Vorstellungen des sich für unentbehrlich haltenden kühlen Tones entgegnete, es müsse einmal Abrechnung gehalten werden, Damnit werde ja wissen, wie große Summen er bezogen habe. Natürlich wußte dieser das nur sehr ungenügend und war nicht wenig erstaunt, als Moritz aus seinem Notizbuche jede Kleinigkeit vorlas, die er seit ihrem ersten Zusammentreffen für den Freund entrichtet hatte. Eine erregte Szene mit gegenseitigen Vorwürfen des Undankes endigte mit vollständigem Bruche. Einen Vertrag zu schließen war Damnit niemals eingefallen, seit langem aus des andern Tasche gelebt zu haben konnte er nicht leugnen, und Beschränkung hatte er sich so wenig aufgelegt, daß seine Honoraransprüche schwerlich würden hoch genug anerkannt worden sein. Er schied als Feind und rachebrütend.

Um einen Ersatz war der nunmehr alleinige Redakteur nicht verlegen. Allerdings standen seine Mitarbeiter gewöhnlich mit der deutschen Sprache auf sehr gespanntem Fuße, und Damnit, der zu einem andern Blatte übergetreten war, gab Tag für Tag dem Publikum zu lachen, indem er arge Schnitzer aus der Fremdenzeitung zitirte. Ihre Verstöße gegen Grammatik und Syntax, ihre geschichtlichen oder geographischen Böcke, ihre unglaublichen Mißverständnisse und dergleichen mehr wurden sprüchwörtlich; man machte es sich zum Geschäft, die abgeschmacktesten Erfindungen in das Blatt zu schmuggeln und am nächsten Morgen aufzudecken. Aber alles das machte dem gelehrigen Schüler seines jetzigen Feindes keinen Kummer. Er gab keine Antwort, machte keinen Versuch einer Rechtfertigung oder Entschuldigung, er „that, als ob nichts vorgefallen wäre,“ und hielt nur streng darauf, daß bei ihm nichts gedruckt wurde, was er nicht verstand. Er wußte, daß er jetzt als „dummer Kerl“ bekannt war, wie einst als „dummer Junge,“ und trug dieses Prädikat mit demselben Gleichmuth. Alle lachten über ihn und hielten dabei sein Blatt, um — darüber zu lachen, wie viele vorgaben. Ihm aber war es einerlei, weshalb sie darauf abonnierten. Er blieb bei seinem Prinzip, keine Anforderungen an die Fassungskraft seiner Leser zu stellen, und wurde dabei zum feinsinnigen und — einflussreichen Manne und überflügelte alle seine klügeren und gebildeteren Mitbewerber. Und so behielt Gellert Recht.

